

Das Politische im Poetischen Eine Kultur, die nicht mehr von den „Sehnsüchten der Menschen“ erfüllt wird, erstarrt zu einem Leichnam, einem Instrument, das nur zu leicht von Machthabern missbraucht wird. Zu viele solcher „kulturlosen“ Konflikte, die in Wahrheit Macht- und Interessenkämpfe sind, gibt es. Literatur kann dagegen ankämpfen, denn alle Klassiker sind von einem durchdrungen: dem ästhetischen Widerstand des Einzelnen in der Not. *Von Yang Lian*



2012 bin ich als Fellow an das Wissenschaftskolleg zu Berlin berufen worden, und gleich nach meiner Ankunft im Oktober habe ich ein Gedicht des uigurischen Exildichters Exmetjan Osman (rechte Seite) ins Chinesische übersetzt. Nicht nur seine Schönheit hat mich dazu veranlasst, sondern auch und noch mehr seine gedankliche Tiefe. Sein Titel spielt auf die berühmte arabische Erzählung „Tausendundeine Nacht“ an. Scheherazade ist eine der Hauptfiguren. Der grausame persische König hat sie nur deshalb zur Frau genommen, um sie am nächsten Tag zu töten, aber die kluge Heldin hat ein Mittel ersonnen, um ihre Hinrichtung immer weiter hinauszuzögern: Sie erzählt dem König Geschichten, die ihn fesseln, und das jede Nacht, bis ihr Gebie-

ter sich endlich, in der 1001. Nacht, wahrhaftig in sie verliebt hat. Das Leben wird aus dem Schaffen geboren, die Weisheit bezwingt den Tod.

Das verweist auf die tiefere Bedeutung des Gedichts: Als ein Dichter, der die schmerzhafteste Erfahrung des Exils mit Osman teilt, kann ich nur zu gut nachvollziehen, wie Osman, wenn er an einem stillen, strahlend schönen Tag in einem kleinen Park in der Fremde sitzt, einerseits im Hier und Jetzt lebt, „leidlich hingegeben dem Genuss des Tages“, der Betrachtung des Laubschattens, des Grases und der vorüberschleudernden Menschenscharen, und wie er andererseits in aller Klarheit empfindet, wie sich in diesem Hier und Jetzt ein Riss auftut: Schemenhaft zeichnet sich unter den Passanten Scheherazade ab, und durch das Sonnenlicht sickern all die Nächte, die sich auf einer Messerklinge dehnen; so anmutig die Worte auch ihrem Mund entströmen, niemand weiß schmerzlicher als Scheherazade, um wie viel mächtiger der riesige Schlund des Todes klafft, bereit, sie in dem Moment, da der persische König ihrer überdrüssig wird, zu verschlingen.

Die Wendung von der „Bedeutung des Mordes“ umschließt in poetischer Verdichtung „die Nächte, die endlos vergehen“ und das eigene „Nachsinnen“. Sogleich spaltet sich die Wirklichkeit entzwei in Licht und

Finsternis, die in ihrem Wechsel die komplexe Struktur des Gedichtes ausmachen; der Tag ist erfüllt von der Nacht, die Realität durchdrungen von einer imaginären Vergangenheit. Egal, wohin es ihn verschlägt, ein Exildichter entrinnt niemals dem Schmerz tief in seinem Innern. Doch genau darin liegt auch der Sinn des Exils: Jene „unhörbaren Stimmen“ und „unsichtbaren Lichter“ sind die „dunklen Spiegel des Lebens“, die „mein Schicksal“ – und das Schicksal aller Menschen – „erhellen“.

Am Ende nimmt das Gedicht noch eine unerwartete Wendung. So wie Scheherazade mit ihrer Weisheit die Liebe des persischen Königs erringt, so klingt auch das Gedicht mit einem Ton der Bejahung aus. Aber nicht einen simplen Nationalismus oder religiösen Dogmatismus bejaht es, sondern „die Sehnsüchte der Menschen“: Selbst in den „Nächten, die endlos vergehen“, sind die Risse im Asphalt durchlässig –, so für die Sonne etwa oder für das Gras, das „unter unseren leuchtenden Schritten erschallt“. Exmetjan Osman ist ein muslimischer Dichter, aber sein Gedicht übersteigt alle äußerlichen theologischen Doktrinen („was selbst Gott und Teufel nicht zu weissagen vermögen“) und erfüllt sich im Glauben an den Menschen selbst.

Die gedankliche Kraft dieses Gedichtes übertrifft die vorgefassten Erwartungen, mit denen wir ihm begegnen, bei weitem: Aufgrund der brutalen Unterdrückung der uigurischen Autonomiebewegung durch die chinesische Regierung hätte der Dichter, so erwarten wir, ein nationalistisches Gedicht geschrieben oder ein Gedicht, das den Islam propagiert, oder wenigstens eines wider die Verfolgung. Aber das Gedicht fügt sich in keine dieser kollektiven Ausdrucksformen. Sein poetischer Gehalt ist mir überaus vertraut. Indem es

Die Nächte,
die endlos vergehen in Scheherazades Mund
In einem Park
wo ich im dichten Laubschatten zu sitzen pflege
genoss ich leidlich den Tag
Ich betrachtete das Gras,
das aus den Rissen im Asphalt spross
und den Sonnenschein auf den Gesichtern,
die an mir vorüberzogen
während ich über die Bedeutung des Mordes
nachsann
in den Nächten, die endlos vergehen
in Scheherazades Mund
Da trat eine Wahrsagerin an mich heran
und bat mich um Erlaubnis
in den dunklen Spiegeln meines Lebens
mein Schicksal zu erhellen

Schweigend starrte ich in ihre listigen Augen
Lange muss ich mich verloren haben in Gedanken
Als ich wieder aufblickte
war sie fortgegangen, raschen
Schrittes wie die Nächte, die endlos vergehen
in Scheherazades Mund
Ihre Schritte
hingen den Spaziergängern ringsum wie
Glocken
um die Hälse
und läuteten mit unhörbarer Stimme
Ihre Schritte
leuchteten voll unsichtbarem Licht
als feierten sie das Gras
das aus den Rissen im Asphalt spross

In diesem Augenblick
hätte ich nur zu gern gewusst
ob die Wahrsagerin erraten könnte
was selbst Gott und Teufel nicht zu weissagen
vermögen – die Sehnsüchte der Menschen
seit wir in Parks umherschlendern
leidlich hingegeben dem Genuss des Tages
und der Betrachtung der Sonne nach Nächten,
die endlos vergehen
während das Gras unter
unseren leuchtenden Schritten erschallt

Exmetjan Osman

„die Sehnsüchte der Menschen“ bejaht, hinterfragt es die islamische Kultur und legt die Ressourcen frei, dank derer diese uralte Tradition in die Moderne eintreten kann. Eine solche kritische Selbstreflexion ist die wahre Triebfeder der Poesie. Kollektive Mentalitäten und Schlagwörter welcher Art auch immer liegen Exmetjan Osman fern, mit mir jedoch – einem Dichter, der durch das Nachdenken über die chinesische Kulturtradition zum Schreiben gekommen ist – verbindet ihn eine große Nähe. Im chinesisch-ugurischen Autonomiekonflikt stehen Osman und ich auf gegnerischen Seiten, und doch eint uns eine Geistesverwandtschaft.

Jedes Opfer war zugleich Täter

Wenn ich von „Geistesverwandtschaft“ spreche, so ist das nicht übertrieben, denn uns verbinden Erfahrungen, die ähnlich leidvoll, aber auch ähnlich reich sind. Als die Kulturrevolution 1976 endete, hinterließ sie nicht nur in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht ein Trümmerfeld, sondern auch und noch mehr in kultureller und sprachlicher Hinsicht. Keine andere Epoche in der Geschichte der chinesischen Kultur hat das Denken in eine solche Verwirrung, ja Auflösung gestürzt. Im Kontext einer „kulturellen Selbstreflexion“, die die gesamten 1980er Jahre durchzog, nahm unser Schreiben bei einer höchst einfachen Frage seinen Ausgang: „Wer ist schuld?“ Wer sollte für diese Katastrophe tiefster Barbarei und der Aufkündigung allen gesunden Menschenverstands die Verantwortung übernehmen? Wenn sich die überwältigende Mehrheit selbst zu Opfern erklärte, wo waren dann die Täter? War die Wirklichkeit womöglich noch absurder als

die absurde Literatur, und es gab unzählige Opfer, aber keinen Täter?

Die einzig mögliche Schlussfolgerung lautete: Jedes Opfer war zugleich ein Täter. Auf den Masken, hinter denen wir uns verbargen, schmückten wir uns mit dem wohlklingenden Schlagwort vom „Kommunismus“, den wir aus Europa importiert hatten. Tief in unserem Innern jedoch waren wir vom Erbe eines jahrtausendealten autoritären Denkens durchdrungen gewesen. Dieses Erbe hatte besonders die Fähigkeit, auf dem Weg der Reflexion ein individuelles Bewusstsein seiner selbst zu begründen, gründlich ausgelöscht. Und so gelten die nachfolgenden achtziger Jahre mit Recht als ein „Zeitalter der Selbstreflexion“. Mit unseren kritischen Fragen drangen wir tief in die unterschiedlichsten Schichten ein – von der äußeren Realität, der Geschichte und Kultur über die Sprache bis hin zur Psyche. Die politische Katastrophe, die wir erlebt hatten, hatte sich aus einem jahrtausendealten autoritären System und einem gedanklichen Irrweg gespeist, den die Konfuzianer mit ihrem Ideal einer „großen Einheit“ geebnet hatten; in den festen Strukturen der Familie und des Staates vollzog sich die geistige Kontrolle der traditionellen chinesischen Gebildeten.

Im 20. Jahrhundert gaben sich die Chinesen dann fanatischen Träumen von Modernisierung hin, ja, sie versuchten gar, ihre eigene Tradition auszulöschen – und übersahen dabei, dass die ‚Moderne‘ nichts ist, was man wie ein Frachtgut importieren kann, sondern dass sie in der eigenen schöpferischen Transformation einer Kultur verwurzelt sein muss. Wer sich einer klaren Selbsterkenntnis verweigert, wird, unfähig, sich zu modernisieren, nur noch tiefer sinken: geschlagen

mit Blindheit und von der dunklen Seite der Tradition beherrscht. Eben dies ist im China des 20. Jahrhunderts geschehen. Wenn aus unseren Mündern nur noch zwei Parolen kommen – „Hoch lebe ...“ oder „Nieder mit ...“ –, dann sind wir alle Gefolgsleute des autoritären Denkens. Und wenn wir immer längere Fremdwörter nachgeplappert haben – damals „Kommunismus“, „Kapitalismus“, „historische Dialektik“ und „Diktatur des Proletariats“, heute „Post-Kalter-Krieg-Ära“, „postkolonial“, „postrevolutionär“ und überhaupt alles, was irgendwie „post“ ist –, so nur, weil diese Schlagwörter gerade in Mode gewesen sind; um ihre Bedeutung haben wir uns nicht gekümmert. Wer aber kann sich dann noch seiner Verantwortung als Mitschöpfer von „Neusprech“ entziehen? Wir vermögen alles zu sagen, ohne dass es die geringste Bedeutung hätte! Die unausweichliche Folge ist, dass Wort und Sinn auseinanderfallen – bis schließlich bloß noch ein sprachlicher Zynismus triumphiert, der das Denken zersetzt. Die Leere der Wörter leistet nackten Macht- und Interessenspielen Vorschub. All die hohlen politischen Phrasen, die inzwischen so überhandnehmen, sind bereits zu einem organischen Bestandteil der kommerziellen Globalisierung geworden. Dann aber stellt sich die Frage, ob der nachfolgende

„Die Leere der Wörter leistet nackten Macht- und Interessenspielen Vorschub. All die hohlen politischen Phrasen, die inzwischen so überhandnehmen, sind bereits zu einem organischen Bestandteil der kommerziellen Globalisierung geworden.“

Satz nur den Alptraum der Kulturrevolution oder nicht vielmehr die heutige weltweite geistige Krise beschreibt: Wer sich der kritischen Selbstreflexion verweigert, wird zum „Täter“.

„Nieder mit dem Konfuzius-Laden“

Je mehr ich mich an dieser Stelle bemühe, „die zeitgenössische chinesische Kultur“ zu erörtern, desto deutlicher zeichnet sich eine Frage ab: Gibt es diese Kultur überhaupt? Und wenn ja, woraus setzt sie sich zusammen? Und wie sollen wir sie benennen? Ich muss bekennen, dass unter all den vielen fremden Kulturen auf der Welt die klassische chinesische Kultur mir vielleicht die fremdeste ist –, gerade weil mich keine geographische Distanz von ihr trennt. Die Kontinuität der chinesischen Schrift erweckt bei mir (und mehr noch beim Rest der Welt) die trügerische Vorstellung, eine direkte Verbindungslinie führe vom alten zum neuen China. Aber das ist bloß eine Schimäre. In Wahrheit ist das China des 20. Jahrhunderts – vor allem das „zeitgenössische“ China seit 1949 – eine Missgeburt, gezeugt inmitten der Ruinen der traditionellen chinesischen Kultur.

Der Zusammenprall der eigenen Kultur mit der westlichen seit dem Ersten Opiumkrieg (1839–1842) versetzte China einen schweren Schlag, der die Chinesen geradezu von übermäßigem Selbstdünkel in einen Minderwertigkeitskomplex stürzte; nicht willens, sich mit ihrer „Rückständigkeit“ abzufinden, importierten sie in der Folge in großem Maßstab die europäische Kultur, und die Radikalen verstiegen sich gar zu dem Schlachtruf: „Nieder mit dem Konfuzius-Laden!“ All die vielen

Fremd- und Lehnwörter, die ich oben erwähnt habe, sind im Zuge der westlichen „Kulturwelle“ auf dem Umweg über das Japanische, das europäische Begriffe mit chinesischen Schriftzeichen wiedergab, ins Chinesische eingedrungen. Diese europäischen Begriffe aus zweiter Hand machen heute mehr als die Hälfte des Wortschatzes eines chinesischen Städters aus. Das erwähnte Auseinanderklaffen von Wort und Sinn ist deshalb charakteristisch für die sogenannte zeitgenössische chinesische Kultur geworden. Wenn sich etwa das Wort für „Volk“ (renmin) aus dem allgemeinen Wort für „Mensch“ (ren) und aus dem Wort für die unteren Schichten der Gesellschaft, die „einfachen Leute“ (min) im Gegensatz zu den Beamten, zusammensetzt – wann soll man dann noch von „Menschen“, wann von „einfachen Leuten“ sprechen? Wie soll man das entscheiden? Und wer entscheidet es? Der Staatsmacht eröffnet diese semantische Leere die Möglichkeit zu beliebiger Füllung. Man denke nur daran, wie vielen politischen Verfolgungen im Namen des „Volkes“ eben dieses Volk seit Bestehen der „Volksrepublik China“ ausgesetzt gewesen ist.

Ein solches Unheil ist durchaus keine chinesische Eigenheit. In welchem kommunistischen Land während des Kalten Krieges wäre das Volk nicht mit solchen stählernen Worthülsen vertraut gewesen! Ist das nun „die chinesische Kultur“? Oder soll man lieber kurzerhand von einer „kommunistischen Kultur“ sprechen? Deren Mechanismus besteht in einer unergründlichen Zweckentfremdung aller möglichen Begriffe – sei es „Nation“, „Vaterland“, „Kultur“, „Geschichte“ oder schlicht „international“ – durch die Staatsmacht. Eine „Zukunft“, die mit evolutionistischen Phrasen verbrämt und auf die

Logik der Wirtschaft gestützt war, entflammte mehr als zwei Generationen von Chinesen zu einem Enthusiasmus, der für den inneren Widerspruch zwischen den Schlagwörtern „Vaterland“ und „international“ blind war.

Millionen junger Menschen, die wie mein Vater aus begüterten Verhältnissen stammten und gleichwohl das Kapital als verworfen verachteten, schlossen sich aus der Sehnsucht heraus, in China eine Gesellschaft von Gleichen aufzubauen, der Kommunistischen Partei an und verschrieben sich mit der aufrichtigsten Hingabe der Vernichtung ihrer eigenen Klasse. Viele von ihnen verdienen bis heute den Namen von Idealisten reinsten Wassers. Doch bei allem Respekt vor ihren Idealen kann man unmöglich die Augen davor verschließen, dass eine Katastrophe wie die Kulturrevolution in eben solchen leeren „Idealen“ wurzelte. Blicken wir heute zurück, so sehen wir mit Bestürzung, dass einem Land, das sich seiner „fünftausendjährigen Kultur“ rühmt, die Humanität und der gesunde Menschenverstand so gründlich abhanden gekommen sind, dass es nun so elementare Dinge wie den Respekt vor Privateigentum neu erlernen und mühsam ein Rechtssystem und eine moralische Ordnung wieder aufbauen muss.

Ich nenne dieses China eine „Missgeburt“, weil es zwar, wie man zugeben muss, eine Transformation durch die Moderne durchlaufen hat, aber diese Transformation sich bloß aus minderwertigen Quellen in West und Ost speiste und zutiefst gescheitert ist. Von der modernen chinesischen Kultur, die die Generation unserer Väter erträumte, ist nichts wahr geworden.

In gewisser Hinsicht bin ich der, wie ich sie nenne „alpträumhaften Eingebung“ der Kulturrevolution aufrichtig dankbar,

denn ohne sie wären wir womöglich noch immer in einem stumpfsinnigen Zaudern befangen. Erst der Schock des Erwachens hat eine Kettenreaktion des kritischen Fragens ausgelöst. Nun erst erkennen wir das ganze Ausmaß unserer Not: Weder können wir das Erbe einer „chinesischen Kulturtradition“ fortführen noch den Westen einfach aufpfropfen.

Wenn rings um uns lauter „Fremde“ sind, bleibt uns keine andere Wahl, als uns selbst zum „willentlichen Fremden“ zu werden: Indem wir unser individuelles Potenzial neu entfalten und die unterschiedlichsten Ressourcen aus Vergangenheit und Gegenwart, In- und Ausland zu einer neuen Synthese führen, können wir eine zeitgenössische chinesische Kultur ganz eigener Prägung schaffen. Um ein Leitmotiv der Modernisierungsdiskussion des 20. Jahrhunderts – die traditionelle chinesische Kultur als „Substanz“, die modernen westlichen Wissenschaften als praktisch angewandte „Funktion“ – aufzugreifen: Wir müssen das eigenständige Denken zur „Substanz“, die Kulturen aus Vergangenheit und Gegenwart, China und dem Ausland zur „Funktion“ machen. Solange es uns nicht gelingt, eine offene,

„Erst der Schock des Erwachens nach der Kulturrevolution hat eine Kettenreaktion des kritischen Fragens ausgelöst. Nun erst erkennen wir das ganze Ausmaß unserer Not: Weder können wir das Erbe einer ‚chinesischen Kulturtradition‘ fortführen noch den Westen einfach aufpfropfen.“

im Wachstum begriffene Tradition zu begründen, haben wir überhaupt keine Tradition, sondern nur eine nicht enden wollende Vergangenheit.

Wenn ich den Fall der chinesischen Kultur so ausgiebig analysiere, dann tue ich das in der Überzeugung, dass dies kein müßiges Unterfangen ist, sondern dass, wer keine komplexe und tiefgehende Kenntnis der eigenen Kultur gewonnen hat, auch keine anderen Kulturen verstehen kann. Auch wenn die Welt im Zuge der Globalisierung des Kapitals näher zusammengerückt ist, so geht diese „Nähe“ keineswegs mit mehr Verständnis einher, im Gegenteil: Meist verschärfen sich die Konflikte nur noch. Seit dem Ende des Kalten Krieges haben die Vorurteile und Spannungen zwischen den Völkern und Religionen überall auf der Welt nicht ab-, sondern zugenommen. Seit 1991, seit dem Ende des Ersten Irakkriegs, ist die Welt noch misstrauischer gegenüber der Frage, ob ein Krieg „gerecht“ ist oder nur profitabel. Und seit dem Arabischen Frühling mögen wir zwar wissen, von was wir uns „befreien“, aber wissen wir auch, zu was?

Samuel P. Huntington hat versucht, den Zustand der Welt nach dem Kalten Krieg als „Zusammenprall der Kulturen“ zu definieren, aber diese These ist äußerst simplifizierend und typisierend: Erstens vermag sie den Gegensatz von Arm und Reich, von dem in einem globalen kapitalistischen Umfeld jede Kultur in ihrem Innern durchdrungen ist, nicht zu erklären; und zweitens verschleiert sie, indem sie die kulturellen Konflikte überzeichnet, gänzlich den gegenseitigen Nutzen, den Interessengruppen aus unterschiedlichen Kulturen voneinander haben. „Sie haben nichts gegen Mischlinge, solange sie sie selbst aufgezogen haben“, hat ein bekann-

ter palästinensischer Schriftsteller einmal zu mir gesagt.

Eine meiner schönsten Erinnerungen, an die ich noch immer oft zurückdenke, ist die Begegnung mit dem Dichter Adonis im Jahre 2003 in Jordanien. Im Verlauf unserer Unterhaltung kam er bald auf den Nutzen des autoritären arabischen Herrschaftssystems für die Religion zu sprechen. Auf diesen Punkt gestützt, erklärte er unmissverständlich: „Ich bin gegen den Islam.“ Mich hat diese Aussage tieferschüttert. Der Grund war: Verglichen mit der ideologischen Kontrolle, die ich am eigenen Leib erfahren hatte, erstreckte sich die religiöse geistige Kontrolle, gegen die sich Adonis auflehnt, ins Uferlose (nämlich in eine Zeit weit vor den ersten Vorboten irgendeines Arabischen Frühlings)! Und was mich noch mehr erschütterte: Die Kraft zur Selbstreflexion, die Adonis seiner eigenen arabischen Kultur entgegenbrachte, ähnelte meinen chinesischen Erfahrungen so sehr!

Mehr als das: uns verbindet eine „Geistesverwandtschaft“. Auf der Grundlage charakterlicher Integrität ist ein tiefes Vertrauen zwischen uns entstanden. Seitdem stehen wir als Erste unter den zeitgenössischen chinesischen und arabischen Schriftstellern in einem direkten Gedankenaustausch. Unsere Lage ist die gleiche: Wir kämpfen beide an einer doppelten Front. Zum einen sind wir konfrontiert mit den komplexen Schwierigkeiten unserer jeweiligen Kultur auf ihrem Weg in die Moderne (aber auch mit den daraus erwachsenden Bereicherungen), zum anderen mit den weitgehenden Simplifizierungen der übrigen Welt (vor allem des Westens) uns gegenüber, namentlich einer Reduzierung auf die Ideologie im Falle von China und einer Reduzierung auf Nation und Religion im Falle von Arabien.

Und auch die Art, wie wir auf diese Herausforderungen reagieren, ist überaus ähnlich. Erstens: Nach innen halten wir daran fest, den kulturellen Wandel mit eigenständigem Denken und kreativer Individualität voranzutreiben. Zweitens: Nach außen wenden wir uns gegen alle Simplifizierungen, die das Niveau des Gedankenaustausches senken. Drittens: Gegenüber der Welt nehmen wir eine Haltung allseits kritischer Reflexion ein. Die Lehre aus der chinesischen Geschichte des 20. Jahrhunderts lautet: Eine jede Kultur muss ihre moderne Selbsttransformation auf eine kreative Anverwandlung dessen gründen, was an positivem eigenem Erbe auf sie gekommen ist. Andernfalls wird es dieser Kultur wie der chinesischen ergehen: Statt wahrhaft westliches Gedankengut bei uns heimisch zu machen, haben wir bloß einen „Kommunismus“ nach sowjetischem Muster importiert –, einen Kommunismus, den im Westen niemand haben wollte.

Ein ähnliches Problem treibt auch Adonis geistig um. Im Sufismus hat er ein Erbe gefunden, das sich für eine Modernisierung des Islam von innen heraus fruchtbar machen lässt. Bei meiner ersten oberflächlichen Beschäftigung mit dem sufistischen Gedankengut entdeckte ich zu meinem Erstaunen, dass schon im zehnten Jahrhundert Mansur al-Halladsch (858–922) verkündete: „Ich bin die Wahrheit!“ Der Mensch vermag in sich selbst den Bereich höchster Spiritualität, die Einswerdung mit Allah durch die Liebe, zu erlangen. Diese zutiefst anthropozentrische Auslegung des Islam führte dazu, dass die Herrschenden al-Halladsch verstümmelten und hinrichteten. Und doch: Welch einen prägnanten, glanzvollen geistigen Weg hat er gebahnt – einen Weg, der

über zehn Jahrhunderte hinweg bis hin zu Adonis, ja sogar Exmetjan Osman führt! Noch bemerkenswerter ist, dass die heutige muslimische Religionsgemeinschaft in der chinesischen Provinz Xinjiang (auch „Ost-Turkestan“ genannt) sich unter dem Einfluss von Sufis, die auf der Flucht vor Verfolgung ins Exil gegangen waren, gebildet und ausgebreitet hat. Als Anhänger der anthropozentrischen Tradition des Islam sollten sie nicht etwa die Feinde all jener Chinesen sein, die in ähnlicher Weise nach einer chinesischen Moderne streben, im Gegenteil: Beide Gruppen sollten einander Weggefährten sein, die sich gegenseitig inspirieren und anspornen.

Nun dürfte sich auch das Thema „Kulturen und Konflikte“ endlich klären lassen. Eine Kultur, die über ein vitales Vermögen zur Selbstreflexion verfügt, wird nicht nur keine Konflikte hervorbringen, sondern im Gegenteil Konflikte lösen; sie wird keine Feindseligkeit schaffen, sondern Verstehen. Wenn ich von einem „vitalen Vermögen zur Selbstreflexion“ spreche, so meine ich damit die Fähigkeit zur kritischen Selbsthinterfragung in jeder Kultur. Diese Fähigkeit bahnt gleichzeitig Wege zu unabhängigen Denkern in anderen Kulturen –, auch und gerade in Kulturen, die als gegnerische Konfliktparteien abgestempelt worden sind.

Im Zentrum einer jeden Kultur hat schon immer die Schaffung eines individuellen Bewusstseins als Ziel gestanden –,

„Die Kraft zur Selbstreflexion, die der Dichter Adonis seiner eigenen arabischen Kultur entgegenbrachte, ähnelte meinen chinesischen Erfahrungen so sehr!“

so wie der Sinn der Demokratie in der Aufklärung liegt. Eine Mehrheit, die sich dem unabhängigen Denken und der eigenen Wahl verschließt, ist anfällig für ein extremistisches autoritäres System. Man kann sagen: Zwischen lebendigen, von schöpferischen Individuen beseelten Kulturen wird es kaum je zu Konflikten kommen. Umgekehrt erstarrt eine Kultur, die nicht mehr von den „Sehnsüchten der Menschen“ mit Leben erfüllt wird, zu einem Leichnam, einem Instrument, das nur zu leicht von den Machthabern missbraucht wird. Wie viele solcher „kulturlosen“ Konflikte, die in Wahrheit Macht- und Interessenkämpfe sind, gibt es auf der Welt!

Die Missgeburt der offiziellen „kommunistischen Kultur“ Chinas in den letzten über fünfzig Jahren war eine allgemeine Diktatur, unter der über eine Milliarde Chinesen – Han-Chinesen, Tibeter, Uiguren und Mongolen gleichermaßen – zu leiden hatten. Im Zuge einer staatlichen Geschichtsklitterung wurde dieses „China“ kurzerhand mit dem Kaiserreich unter den verschiedensten vorigen Dynastien gleichgesetzt –, insbesondere mit jenem China, das von der mandschurischen Qing-Dynastie beherrscht worden war und dessen Territorium Tibet, Xinjiang, die Mongolei und weite Gebiete nördlich der Großen Mauer bis hin zum Stanowoi-gebirge umfasst hatte.

Die historischen Komplexitäten ignorierte man bei dieser Gleichsetzung bewusst: Die Qing-Machthaber nämlich hatten die Bevölkerung in gesellschaftliche Klassen eingeteilt – Mandschuren, Mongolen, muslimische Hui-Chinesen, Tibeter und Han-Chinesen – und sich mit den anderen Minderheiten verbündet, um die Han-Chinesen, die sie selbst an Zahl um das Hundertfache übertrafen und sich

dennoch zur untersten Schicht der Gesellschaft herabgedrückt sahen, unter Kontrolle zu halten. Deshalb war der Dalai Lama als das Oberhaupt des tibetischen Buddhismus damals sogar der spirituelle Lehrer des Kaisers. Und die Hui-Muslime in Xinjiang genossen ungeachtet ihrer von der Qing-Dynastie niedergeschlagenen Aufstände einen gesellschaftlichen Status, der weit höher war als der der Han-Chinesen.

Mit seinem Schlachtruf „Verjagt die Tataren, verwirklicht die Republik!“ bereitete Sun Yat-sen dann Anfang des 20. Jahrhunderts den Boden für die begriffliche Verwirrung des Kampfs um Demokratie mit dem Kampf der Nationalitäten. Der innere Widerspruch, der darin angelegt war – einerseits machte sich Sun aus purem Pragmatismus die ethnischen Vorurteile zu Nutzen, andererseits propagierte er eine Demokratie, die auf den allgemeinen Menschenrechten gründen sollte –, legte sich wie ein dunkler Schatten auf ein ganzes Jahrhundert chinesischer Geschichte und stiftete auch in den Köpfen der übrigen Welt Verwirrung: Den Konflikt zwischen dem chinesischen Volk und seinen autoritären Machthabern hielt man nun fälschlicherweise für einen Konflikt zwischen verschiedenen Ethnien. Dieser Irrglaube hat in beträchtlichem Maß zu einer Verflachung des historischen Denkens beigetragen und, schlimmer noch, es den Machthabern erlaubt, der Unterdrückung vermeintlicher „Nationalitätenkonflikte“ den Anschein von Legitimität zu verleihen.

In ähnlicher Weise beruht die heutige verfahrenere Lage im Nahen Osten keineswegs auf einem „kulturellen Konflikt“ zwischen Palästinensern und Israelis, sondern ist das historische Produkt egoistischer und verantwortungsloser westlicher Kolonialisten. Haben die westlichen Intellektuellen

sich eingehend genug damit auseinandergesetzt? Ich meine: wirklich auseinandergesetzt und nicht bloß höflich (oder zum Selbstschutz?) geschwiegen. Beim Denken sollte man alle Höflichkeit ablegen. Der Sklavenhandel beispielsweise ist ausgiebig erforscht worden. Aber wie steht es um den Ersten Opiumkrieg, eines der schmutzigsten Kapitel der menschlichen Geschichte? Dieser Krieg hat die „moderne Geschichte“ Chinas mit all ihren Deformationen direkt heraufbeschworen. „Gibt es“, so habe ich einmal einen bekannten britischen Historiker gefragt, „eine eingehende Monografie zu den Opiumkriegen?“ Der Mann war für einen Moment wie vor den Kopf geschlagen. Auch dies ist ein Beispiel für den Mangel an kritischer Selbstreflexion in einer Kultur. Nicht nur Arabien und China bedürfen dieser Fähigkeit zur eingehenden Selbstreflexion, sondern in nicht geringerem Maße auch Europa und Amerika. Heute, in Zeiten der Globalisierung, haben die grassierenden Ausflüchte der „politischen Korrektheit“ und der Profit als die einzige harte Währung die Unterschiede zwischen den Kulturen längst eingeebnet und die Menschheit in einem einzigen Egoismus und Zynismus vereint. Vor unser aller Augen ist nur der eine Konflikt noch übrig: Schau nur, dort

„Die verfahrenere Lage im Nahen Osten beruht keineswegs auf einem ‚kulturellen Konflikt‘ zwischen Palästinensern und Israelis, sondern ist das historische Produkt egoistischer und verantwortungsloser westlicher Kolonialisten.“

ist der Profit – willst du ihn mit Händen greifen oder vor ihm davonlaufen? Aber wohin kannst du vor ihm fliehen? Angesichts dieser allgemeinen Realität ist der Einzelne nie hilfloser gewesen.

Welt brüllender Parolen

Aber habe ich damit nicht mein Thema verfehlt? Wenn ein Konflikt sich erst einmal so weit verfestigt hat, was nützt dann noch ein Gedicht? Kann es irgendetwas überwinden oder verändern? In der Tat: Ein chinesischer Dichter, der ein Gedicht eines uigurischen Dichters übersetzt, wird an der Realität nichts ändern. Exmetjan Osman lebt immer noch im Exil. Die Welt brüllt immer noch Parolen. Die bunte Wüste des Kommerzes zeugt immer noch von der geistigen Krise des Menschen. Am Ende bleibt eine immerwährende Trostlosigkeit, die jenseits der Grenzen von Zeiten und Sprachen allen ernsthaften Dichtern auf der Welt nur allzu vertraut ist. Kein aufrichtiger Dichter kann ihr entrinnen.

Und doch: Es geschehen wundersame Dinge. Egal, wie heftig ein sogenannter „Konflikt“ auch tobt, man braucht nur die Dichter der jeweiligen Nationalitäten zu einer gemeinsamen Lesung zusammenzubringen – Han-chinesische und uigurische, Han-chinesische und tibetische, irakische und amerikanische, türkische und kurdische, russische und tschetschenische, polnische und litauische, ja sogar palästinensische und israelische –, und schon wird man beobachten: In ihrer Freilegung von Daseinsempfindungen, ihrem Streben nach poetischer Erkenntnistiefe und ihrem Bemühen, sich bis an die äußerste Grenze der Sprache vorzutasten, sind sie einander vollkommen gleich!

Diese Verbundenheit schafft eine gemeinsame „Grammatik“. Dank ihrer kann ein Gedicht tiefer hinabreichen als die Sprache, über Schlachtfelder hinweg von einem Herzen zum anderen; und dabei erkennt man die Klassiker anderer Kulturen als seine eigenen. Denn alle Klassiker sind von einer Urbedeutung durchdrungen: dem ästhetischen Widerstand des Einzelnen in der Not. Die vor 2300 Jahren erhobenen „Fragen an den Himmel“ (Tianwen) haben bis heute die Haltung des Dichters als eines „Fragenden“ festgeschrieben, so wie sie Qu Yuan eingenommen hatte, jener Dichter aus dem Reich Chu, der sich in der Verbannung schließlich in einem Fluss ertränkte. Ein ähnliches Schicksal erlitt der Verfasser der „Metamorphosen“, der römische Dichter Ovid: Auch er starb in der Verbannung. Und auch dem Tang-zeitlichen Dichter Du Fu, der den Schmerz eines unstillen Wanderlebens fern von Hofe in unvergleichlichen Versen sublimierte, erging es ähnlich –, genauso wie Dante, Celan, Mandelstam und Zwetajewa. Für die Dichter war die Welt noch nie ein Paradies. Jeder geistig Suchende lebt unweigerlich im Exil.

So erschließen sich mir nun auch zu guter Letzt „die Nächte, die endlos vergehen“, in Exmetjan Osmans Gedicht. „Endlos“, weil wir keinem Versprechen irgendeines illusorischen „Fortschritts“ glauben können. Jedes Gedicht (ja sogar jeder Satz darin) endet mit einem „Unmöglich“, der Dichter jedoch beginnt unaufhörlich mit dem Unmöglichen und macht sich selbst zum „poetischen Anderen“ (The Poetical Other). Das Wort „poetisch“ treibt hier den gedanklichen Gehalt und die Dynamik, die dem Begriff der „Poesie“ von Natur aus innewohnen, bis zum Äußersten. Wenn ich sage, dass ich meine Gedichte nicht im

allgemein gebräuchlichen „Chinesisch“ schreibe (weil es das gar nicht gibt), sondern in meinem eigenen „Yanglich“, dann habe ich in dem Gedicht „Die Nächte, die endlos vergehen in Scheherazades Mund“ schon Exmetjan Osmans „Osmanisch“ gefunden. Sein Gedicht hat mich nicht enttäuscht. Dieses in einem so ruhigen Ton gehaltene und doch mit seiner Abfolge von Licht, Nacht und wieder Licht so machtvolle Poem erhellt mit seinem Glanz nicht nur seinen uigurischen Autor, es hat auch mich erhellt. Und es wird – davon bin ich überzeugt – jeden Chinesen, der es liest, tief bewegen. Gedichte geben dem Blick eines lyrisch geprägten Ichs eine Tiefe und Klarheit, die auch seine Haltung gegenüber Nationen und Staaten, Sprachen und Religionen bestimmt.

Deshalb unterstütze ich Osmans Kampf um die Bewahrung der uigurischen Sprache und Kultur, genauso wie ich mich mit aller Kraft dafür einsetze, die Reinheit des Chinesischen zu bewahren. Und weil ich mich gleichzeitig auch für die Transformation der chinesischen Kultur auf dem Weg in die Moderne engagiere, lehne ich mich zwangsläufig gegen die Alleinherrschaft der Kommunistischen Partei auf, die den Minderheiten ihre Rechte aberkennt.

Zu den schönsten Erfahrungen gehört es für mich, wenn Dichter Seite an Seite sitzen und einander übersetzen, einander Bild für Bild und Satz für Satz in eine andere Sprache hinübertragen und dabei, gestützt auf ihr blitzartiges poetisches Verstehen, tief in das Werk des anderen eindringen – in solchen Momenten fühlen sie nur innige Verbundenheit und keinerlei Konflikt. Im Jahre 2006 kam mir, gleichfalls in Berlin, im Dialog mit dem südafrikanischen Dichter Breyten Breytenbach, der die Leiden von Konflikten zur Genüge

am eigenen Leib erfahren hat, der folgende Satz in den Sinn: „Gedichte sind unsere einzige Muttersprache.“ Dieser Satz fasst die Schönheit der poetischen „Grenzüberschreitung“ bündig zusammen. Im Jahre 2012, auf der Jahresversammlung des Internationalen P.E.N. in der südkoreanischen Stadt Gyeongju, sind wir – einige chinesische, uigurische und polnische Dichter – übereingekommen, nicht länger auf irgendwelche „politischen Lösungen“, die auf undurchsichtigen Geschäften beruhen, zu warten, sondern selbst kurzerhand aktiv zu werden. Mit jedem Gedicht überwinden wir Konflikte und knüpfen ein zartes, funkelndes Netz des Verstehens. Dies ist die Haltung, die wir Dichter angesichts der heutigen Herausforderungen einnehmen. Das „Poetische“ ist seinem Wesen nach immer schon politisch. Verglichen mit dem Getöse der „Konflikte“ sprechen die Gedichte nur mit leiser Stimme, und doch ist ihr Nein vernehmlich. Auf diese Weise vermögen sie – wie das Licht der Weisheit, von dem Exmetjan Osman spricht – die Dunkelheit der „Nächte, die endlos vergehen“, zu durchbrechen.

Yang Lian ist chinesischer Dichter und derzeit Stipendiat am Wissenschaftskolleg in Berlin. 2012 gewann er den renommierten Internationalen Nonino-Literaturpreis. Er wurde 1955 als Sohn von Diplomaten in der Schweiz geboren und wuchs in Peking auf. 1979 schloss er sich einer Gruppe von Dichtern an, die die Zeitschrift „Jintian“ veröffentlichten. Zurzeit des Massakers am Platz des Himmlischen Friedens befand er sich in Neuseeland und beteiligte sich an den Protesten gegen das Vorgehen der chinesischen Regierung. Kurz darauf wurden seine Werke in China auf die Zensurliste gesetzt und Yang Lian wurde die chinesische Staatsbürgerschaft entzogen. Zuletzt auf Deutsch erschienen: „Aufzeichnungen eines glückseligen Dämons – Gedichte und Reflexionen“ (Suhkamp, Frankfurt am Main 2009).